Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 39 (1935-1936)
Heft: 8

Artikel: Ein kirgisisches Reiterspiel
Autor: Hedin, Oben
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-666709

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Europas, Nordamerikas, Afrikas und Australiens nicht heranreichen. Nur in Asien gibt es noch viele und in Südamerika einige Gipfel, die sich noch höher erheben. Man hätte einundzwanzig Eiffeltürme übereinander stellen müssen, um da hinaufzugelangen, wo wir die Nacht zubrachten!

Als ich am Morgen unter meinem Pelz hervorkroch und aus dem Zelt lugte, fegte ein wütender Schneesturm über die Hänge des Berges hin. Die dichten Wolken stöbernden Schnees waren völlig undurchsichtig, und weiter hinaufzusteigen wäre sicherer Tod gewesen. Ich konnte noch froh sein, daß es uns gelang, in solchem Wetter wieder lebendig hinunterzukommen. Und der Abstieg führte mitten durch die Schneewehen hindurch und fast kopfüber abwärts. Mein Yak sehnte sich nach der Weide und sprang wie ein Delphin durch den Schnee. Sitzt man nicht fest im Sattel, so schießt man vornüber, und dabei stürzt auch der Yak und fällt auf seinen Reiter. Diese Nacht auf der Höhe von 6300 Metern lag mir noch lange Zeit in den Gliedern.

Ein andermal brach mein erster Yak, der zwei große Holzbündel trug, plötzlich im Schnee ein, blieb aber zum Glück noch mit den Hörnern, einem Hinterbein und den Reisigbündeln auf der Schneekruste hängen; sein übriger Leib aber schwebte frei in der Luft über einem dunklen, gähnenden Abhang! Der Schnee hatte hier eine tückische Brücke über eine große Spalte im Eis gebildet und unter dem Gewicht des Yaks nachgegeben. Es kostete unsägliche Mühe, bis das Tier an einem Strick wieder hervorgezogen war.

Ein kirgisisches Reiterspiel.

Von Sven Hedin.

Der östliche Pamir steht unter der Herrschaft des Kaisers von China. Ein offenes Tal wird im Osten von einer Bergkette begrenzt, die in ungeheuern Verzweigungen und Armen nach dem muldenförmigen Becken Ostturkestans abfällt. Die Bergkette erstreckt sich von Norden nach Süden, und ihr höchster Gipfel ist mein alter Freund, der Mus-tag-ata.

An dem Fuße des „Vaters der Eisberge" ist der Talgrund eben und weit, und üppiges Gras wuchert hier. Auf der Ebene liegen die schwarzen Zelte der Kirgisen verstreut, den Flecken eines Pantherfelles vergleichbar. Eines dieser Zelte hatte ich für die Sommermonate 1894 gemietet, und mit besonderem Vergnügen studierte ich die Lebensgewohnheiten der Kirgisen.

Die Kirgisen sind ein prächtiges, ritterliches Hirten- und Reitervolk. Sie leben von ihren großen Schafherden, haben aber auch zahlreiche Pferde, Kamele und Rindvieh. Sie sind vom Gras der Steppe abhängig und wandern gleich andern Nomaden von einem Weideplatz zum andern. Ihre schwarzen Frieszelte hängen über einem Gestell von Holzrippen am Ufer der Bäche und Flüsse. Haben die Herden das Gras abgeweidet, dann rollen die Hirten ihre Zelte wieder zusammen, packen sie und ihre ganze übrige Habe auf die Kamele und suchen eine andere Weide. Sie sind ein freigeborenes, männliches Volk und lieben die endlose Steppe. Das Leben in der freien Luft und auf der weiten Ebene hat ihre Sinne zu unglaublicher Schärfe entwickelt. Einen Ort, den sie einmal gesehen haben, vergessen sie nie. Ob der Wuchs der Steppe dichter oder dünner wird, ob der Boden die geringste Unebenheit zeigt, ob schwarzer oder grauer, feiner oder grober Schutt dort liegt, alles dient ihnen als Erkennungszeichen. Oft, wenn ich auf der Reise von Orenburg her durch die Kirgisensteppe auf dem Wege einige Minuten anhielt, um die Pferde verschnaufen zu lassen, erlebte ich es, daß mein kirgisischer Kutscher sich umdrehte und mir zurief: „Da hinten reitet ein Kirgise auf einer gefleckten Stute." Ich richtete mein Fernglas hin und entdeckte bestenfalls einen kleinen Punkt, ohne aber auch im geringsten sagen zu können, was das sei.

Unter den Kirgisen lebte ich Monate lang. War das Wetter schön, so machte ich weite Ausflüge zu Pferde auf dem Yak und nahm eine Karte der Umgegend auf. Wenn es vom Himmel goß, blieb ich im Zelt oder besuchte meine Nachbarn und plauderte mit ihnen. Ich hatte ihre Sprache geläufig sprechen gelernt, und tägliche Übung bringt Fertigkeit.

Um das große schwarze Zelt der Kirgisen herum halten bissige Hunde Wache, und zwischen ihnen spielen fröhlich kleine, nackte, braungebrannte Kinder. Sie sind allerliebst, und man begreift kaum, daß sie einmal zu großen, derbknochigen, halbwilden Nomaden heranwachsen werden. Aber alle Kinder sind ja lieb und niedlich, bevor das Leben und die Menschen sie verdorben haben. Im Zelt sitzen die jungen Weiber beim Garnspinnen und Zeugweben. Die älteren

beschäftigen sich in einem Anbau des Zeltes mit dem Abrahmen der sauren Milch und mit Butterbereitung, oder sie sitzen um den Kessel herum, in dem Fleisch kocht. Das Feuer brennt mitten im Zelt, und der Rauch entweicht durch eine runde Öffnung in der oberen Wölbung des Kuppeldaches. Die jüngeren Männer hüten die Schafe draußen auf der Weide oder die Yaks im Gebirge. Zuzeiten gehen sie auch auf die Jagd und erbeuten wilde Schafe und Ziegen. Bei Sonnenuntergang werden die Herden in die Umfriedigungen nahe bei den Zelten getrieben, und die Weiber melken Mutterschafe und Yakkühe. Nachts muß der Wölfe wegen bei den Tieren Wache gehalten werden. Die Kirgisen sind Mohammedaner, und oft hört man sie vor den Zelten ihre arabischen Gebete singen.

Nach kurzer Zeit schon war ich mit allen meinen Nachbarn gut Freund. Sie sahen, daß ich es gut mit ihnen meinte und mich nicht für besser hielt als sie, und daß ich mich freute, unter ihnen zu leben. Von nah und fern kamen sie, um mir Geschenke zu bringen, Schafe und Milch, erbeutete Wildschafe und Gebirgsrebhühner. Auch alle meine Leute, Islam Bai ausgenommen, waren ja Kirgisen und folgten mir gern überallhin, wohin ich wollte.

Eines Tages hatten nun die Häuptlinge beschlossen, mir zu Ehren ein Fest zu veranstalten. Es sollte ein „Bajga", ein Reiterspiel, sein, und schon früh am Morgen versammelten sich kleine Scharen Berittener auf der großen Ebene, wo die wilde Jagd stattfinden sollte.

Als die Sonne ihren höchsten Stand erreicht hatte, begab auch ich mich dorthin. Zweiundvierzig Kirgisen ritten mir zur Seite und hinter mir. In ihren Festgewändern, bunten Mänteln und farbigen Leibbinden, mit den gestickten Mützen, mit Dolchen und Messern und den klappernden Gehängen, an denen Feuerstahl, Bohrer, Pfeife und Tabaksbeutel befestigt waren, boten sie einen ebenso stattlichen, wie festlichen Anblick. Auch der Häuptling der Kirgisen, die auf der Ostseite des Mus-tag-ata wohnen, war darunter. Sein langer Mantel war dunkelblau, seine Leibbinde hellblau, auf dem Kopf trug er eine violette Mütze mit Goldrand, und an der Seite baumelte in schwarzer Scheide ein Krummsäbel. Er war von hohem Wuchs und hatte einen dünnen, schwarzen Vollbart, einen struppigen Schnurrbart, schmale, schrägliegende Augen und, wie die meisten Kirgisen, vorstehende Backenknochen.

Die ganze Ebene vor uns war schwarz von Reitern und Pferden. Das wimmelte bunt durcheinander, wieherte und stampfte ringsum. Stramm und sicher saß der Großhäuptling Choat Bek trotz seiner hundertelf Jahre im Sattel, wenn auch die Last der Jahre seine Gestalt schon ein wenig gebeugt hatte. Seine große Adlernase krümmte sich über dem kurzen, weißen Bart, und auf dem Scheitel trug er einen braunen Turban. Fünf Söhne, die auch schon Graubärte waren, umgaben ihn, jeder auf hohem Roß.

Nun begann das Schauspiel. Die Zuschauer reiten beiseite, um den Platz vor uns freizumachen. Ein Reiter sprengt mit einem Bock in den Armen heran, steigt ab und schleppt das arme Tier nahe zu uns hin. Ein zweiter Kirgise packt den Bock mit der Linken am Horn, schneidet ihm mit einem einzigen Schnitt seines scharfen Messers den Kopf ab, läßt den Bock ausbluten, ergreift ihn an den Hinterbeinen und reitet spornstreichs im Bogen über die Ebene. In der Ferne zeigt sich eine Reiterschar. Sie nähert sich mit unheimlicher Geschwindigkeit. Achtzig Pferdehufe schmettern auf den Boden unter betäubendem Lärm, den wildes Geschrei und das Klappern der Steigbügel noch verstärken. In einer Staubwolke sausen sie dicht an uns vorüber; man fühlt den Luftzug wie einen Sturmwind. Der erste Reiter wirft mir den toten Bock, der noch warm ist, vor die Füße, und dann jagen sie wie ein Ungewitter wieder davon.

„Reitet beiseite, Herr!" rufen mir einige Häuptlinge zu, „jetzt wird es gleich toll hergehen!"

Und kaum habe ich Zeit, weit genug zurückzuweichen, als die erhitzte Schar auf schaumbedeckten Rossen schon wie eine Lawine heransaust. Um den Bock entsteht ein unentwirrbarer Knäuel von Menschen und Pferden, die kaum noch in dem aufwirbelnden Staub zu unterscheiden sind. Sie kämpfen um den Bock; wer ihn ergreift, ist der Sieger. Sie drängen, stoßen und schieben einander, die Pferde scheuen, bäumen oder überschlagen sich, und andere Pferde setzen über sie hinweg. Die Reiter, die fest im Sattel sitzen, beugen sich tief hinunter und greifen nach dem Vlies. Einige purzeln dabei auf die Erde und sind in Gefahr, zertreten zu werden, andere hängen halb unter ihren Pferden.

Am schlimmsten aber wird der Wirrwarr, als

zwei Männer auf Yaks sich noch in den Haufen drängen. Die Yaks kitzeln mit ihren Hörnern die Pferde an den Weichen; die Pferde werden gereizt und schlagen aus, und die Yaks verteidigen sich. Nun ist das Stiergefecht in vollem Gang.

Einem kräftigen Kirgisen ist es endlich gelungen, den Bock an sich zu reißen. Sein Pferd versteht es meisterhaft, sich und seinen Reiter rückwärts aus dem Spiel zu ziehen, und nun sprengt er schnell wie der Wind in weitem Bogen über die Ebene, die anderen ihm nach, und als sie wieder zurückkommen, scheinen sie die Absicht zu haben, sich mit unwiderstehlicher Gewalt auf mich zu stürzen! Doch im letzten Augenblick stehen die Pferde wie angemauert, und nun beginnt der Kampf aufs neue. Viele haben blutige Gesichter, andere zerrissene Kleider; Mützen und Peitschen liegen auf der Walstatt zerstreut umher, und manches der Pferde hinkt.

„Für uns Alte ist es doch ein Glück, daß wir nicht mit in dem Haufen zu sein brauchen," sagte ich zu Choat Bek.

„Oh, Herr", antwortete der Greis lächelnd, „es sind wohl schon hundert Jahre her, daß ich so alt war wie Ihr jetzt!"

Tief im Eise sprudelt's doch.

Herz, erstarrt im Wintereise,
Horch, im Walde regt sich's leise!
Säfte quellen, Knospen springen,
Falter gaukeln, Brünnlein singen.
Du alleine duckst dich noch
Grollend unters Winterjoch?

Hast den Glauben ganz verloren?
Sind die Schwingen eingefroren?
Willst umpanzert Wehmut träumen,
Sprießt der Lenz in Busch und Bäumen?
Wirf es ab, dein Winterjoch,
Tief im Eise sprudelt's doch!

Jacob Heß.

Vom Vorlesen.

Von E. A. Fuchs.

Ich meine nicht, das Vorlesen am offiziellen Vortragspult, für das man Geld und Händeklatschen eintauscht. Für dieses Vorlesen gelten die Regeln des Theaters, die man lernen kann, wie man einen Beruf erlernt.

Nein, ich meine das Vorlesen in der Familie, vor Freunden und guten Kameraden. Was ist eigentlich aus dieser Familienkunst geworden? Ist sie am Sterben? Kaum hört man noch von ihr. Und sie war doch früher so lebendig. Wie wurde sie noch zur Zeit unserer Großeltern geübt. Großvaters Augen leuchteten, wenn er davon sprach. Daraus müssen Quellen edelsten Genusses geflossen sein. Aber schon bei unseren Eltern rann die Quelle spärlicher. Und beim lebenden Geschlecht ist es, wie mir scheint, dicht vor dem Versiegen. Warum? Haben wir keine Zeit mehr dafür? Aber wir haben doch zu so vielen Dingen Zeit; wir gehen ins Konzert und ins Theater, wir besuchen Meiers, die wir kaum kennen, wir lesen lange Abende die zweifelhaftesten Bücher, „von denen man spricht", — nein, an Zeit fehlt es nicht!

Oder haben wir vielleicht den Sinn für Vorgelesenes überhaupt verloren?

Bitte sehr, wir sind noch nie in so viele Vorlesungen „namhafter Autoren" gegangen wie gerade jetzt. Und wir haben unser gutes Geld dafür erlegt. Es wäre doch eine Blamage, den und jenen nicht gehört zu haben!

Aber es ist keine Blamage, einen Abend im Familienkreise zu vergähnen, anstatt den Seinen ein gutes Buch vorzulesen.

Daran liegt es: „Man" muß die und jene Veranlassung draußen mitgemacht haben, aber „man" liest zu Hause nicht mehr vor. Man tauscht bezahlte Virtuosenwerte draußen ein für unbezahlbare Familienwerte bei der Abendlampe. Und wenn die Mutter doch einmal einen schüchternen Vorleseversuch macht, so findet „man", daß ihr doch die technische Vollendung fehle, und gar Vater käme einem komisch vor, wenn er eine Novelle von Gottfried Keller oder C. F. Meyer vorläse, statt in seinen Verein zu gehen! Hat sich das Familienleben so verändert? Hat die neue Zeit hier Risse klaffen lassen, in welchen die schönen alten Vorlesungsabende rettungslos versanken? Wirklich rettungslos?

Vielleicht wäre es doch der Mühe wert, die alte freundliche Familienkunst aufs neue zu beleben. Wieder still beisammen zu sitzen, auf die Vortrags-„Technik" entschlossen zu verzichten und Mutters Stimme zuzuhören, wenn sie das „Fähnlein der sieben Aufrechten" vorliest oder eines der ewig-jungen Märchen.